

Süddeutsche Zeitung

VEREINIGTE STAHLWERKE



AKTIENGESellschaft

H 2 III

DORTMUNDER UNION ★ HOERDER VEREIN

7. Jahrgang

Zuschriften für die „Süddeutsche Zeitung“ sind zu richten
an die Abteilung H (Literarisches Büro)

27. August 1931

Nachdruck nur unter Quellenangabe und nach
vorheriger Einholung der Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet

Nummer 18



Hochsommer

Aufnahme von Heinrich Bedmann, Postabfertigung

Überationalisierung und Überproduktion?

Die deutsche Wirtschaft hat ein kostbares Gut zu verwalten. Das deutsche Unternehmertum, dem diese Verwaltung obliegt, hat damit eine große Verantwortung übernommen, die ihm leider durch die vielen nicht abgenommen werden kann, die wohl oder übel meinend, vielfach aus Partei- oder Organisationsinteresse, sich berufen fühlen, an der Art der Verwaltung Kritik zu üben. Eine berechtigte und gutmeinende Kritik wird jeder Vernünftige hinnehmen. Gegen Boswilligkeit aber kämpfen wie gegen die Dummheit auch die Götter vergebens. Man darf aber wohl von jedem verständigen Menschen, der etwas wirtschaftliches Verständnis hat, verlangen, daß er sich den Gegenständen nicht verschließt, die seiner Kritik von berufener Seite entgegengehalten werden.

Zweierlei hat man der deutschen Industrie in letzter Zeit vor allem zum Vorwurf gemacht: Überationalisierung und Überproduktion. Man hat diesen Vorwurf hauptsächlich gegen die Schwerindustrie, soweit sie Kohle und Eisen erzeugt, erhoben. Aber auch die übrige deutsche Wirtschaft ist darin einbezogen worden. Bei ihr liegen, mit geringen Änderungen, die Dinge genau so wie bei der Schwerindustrie. Die Ausführungen, die Herr Dr. Ernst Boensgen vor kurzem gegen diese Vorwürfe machte, dürfen daher wohl für die gesamte deutsche Wirtschaft Allgemeingeltung beanspruchen.

Wenden wir uns ihnen einmal ohne Voreingenommenheit zu!

Da ist hinsichtlich des Vorwurfs der Überationalisierung zunächst herauszustellen, was über die planlose Anwendung amerikanischer Rationalisierungsarten auf die deutsche Wirtschaft gesagt wurde. Niemals hat die deutsche Industrie amerikanische Wirtschaftsformen planlos auf sich übertragen. Im Gegenteil! Schon im November 1925 erklärte der bekannte Führer eines großen Teiles der westdeutschen Wirtschaft, Dr. Bögl, in aller Öffentlichkeit, daß nichts verfehlter sei, als amerikanische Verhältnisse automatisch auf den deutschen Markt übertragen zu wollen. Zur Massenerzeugung gehöre Massenabsatz!

Wie ist es denn überhaupt in der deutschen Industrie zu so scharfen Rationalisierungsmaßnahmen, die übrigens auch die Zustimmung weiter Arbeiterkreise gefunden haben, gekommen? Zunächst einmal, weil die Industrieanlagen der fortschreitenden technischen Entwicklung angepaßt werden mußten, wenn die Werke überhaupt konkurrenzfähig bleiben sollten. Dann aber auch, weil die Eingriffe des Staates auf dem Gebiete der Verkürzung der Arbeitszeit zur Folge hatten, daß die hier-

durch bewirkte neue Belastung der Industrie durch den Ausbau und die technische Umgestaltung ihrer Anlagen wieder herausgeholt werden mußte, wenn nicht die Werke an ihren durch die kürzere Arbeitszeit erhöhten Erzeugungskosten ins Hintertreffen kommen wollten. Diese Umbauten kosteten aber erhebliches Geld, was sich trotz aller „Intelligenz“, die man der Industrie durch den Mund des damaligen Reichsarbeitsministers Bissel bescheinigte, nicht ersparen ließ. Leider wurde das Wort desselben Ministers nicht wahr, daß die Industrie die Früchte der auf die neue Arbeitszeitverkürzung zurückzuführenden Rationalisierung der Werke ernten würde. Und zwar deshalb nicht, weil durch den immer weiteren Ausbau unserer sozialen Einrichtungen in Verbindung mit Lohnerhöhungen der ganze gelbliche Erfolg der teureren Rationalisierung wieder zunichte gemacht wurde.

Nun zu dem zweiten Vorwurf, welcher der deutschen Industrie gemacht wurde, zu dem der Überproduktion. Hier wollen wir mit Dr. Poensgen zunächst einmal das Beispiel der deutschen Eisenindustrie wählen, der man diesen Vorwurf ganz besonders gemacht hat. Vergleicht man die Rohstahlgewinnung der Welt in der Nachkriegszeit mit der deutschen Rohstahlerzeugung, so steht einer ununterbrochenen Steigerung der Weltproduktion bis 1929 um fast Zweidrittel ihres Vorkriegsstandes eine Vermehrung der deutschen Stahlgewinnung in den besten Jahren 1927 und 1929 nur um rund ein Drittel, bezogen auf das neue Zollgebiet, gegenüber. Mit einer Gesamtterzeugung von etwas über 16 Millionen Tonnen blieb die deutsche Produktion in diesen Jahren aber noch immer weit hinter dem tatsächlichen Friedensstand von 18,9 Millionen Tonnen im alten Zollgebiet und hinter der Produktionssteigerung aller übrigen großen Industriestaaten mit Ausnahme Englands — und zwar zum Teil sehr wesentlich — zurück.

Man hätte annehmen sollen, daß gerade in Deutschland der durch die Kriegszeit jahrelang zurückgehaltene Bedarf nach dem Krieg eine starke Verbrauchszunahme und damit verbundene Erhöhung der Stahlgewinnung bewirken würde. War doch schon nach den Erfahrungen früherer Zeiten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt durchschnittlich mit einer Verdoppelung des Eisenverbrauchs zu rechnen. Wohl stieg in Frankreich und Belgien der Eisenverbrauch bis 1929 um 71 bzw. 42 Prozent gegenüber 1913, und die Ver. Staaten erreichten im gleichen Jahr sogar eine Verbrauchsziffer von 517,8 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung. Deutschland jedoch brachte es trotz des großen Bedarfs in der Landwirtschaft, im Verkehrswesen und in der Bauwirtschaft bis 1927 nur auf einen Kopfanteil von 280,3 Kilogramm, ein Zeichen außerordentlicher Schwäche des deutschen Marktes wie überhaupt der krisenhaften Verhältnisse, von denen Deutschland nach dem Kriege niemals völlig frei war.

Dementsprechend hält sich auch die Leistungsfähigkeit der deutschen Eisenindustrie nur auf einem Stand, der dem Durchschnitt der Jahre 1927/29 annähernd erreichten Vorkriegsverbrauch unserer Bevölkerung an Eisen angepaßt ist. Sie reicht damit aber für eine spätere Bedarfssteigerung, die man auf die Dauer sicher auch für Deutschland in Rechnung stellen muß, keineswegs aus. Denn wenn schon in einer Zeit sehr geringen Verbrauchs die Werke ebenso ausgenutzt sind wie gleichartige Unternehmungen anderer Länder mit hohem Verbrauch, bleibt für eine steigende Nachfrage kein Spielraum mehr.

Ähnlich wie in der Eisenindustrie liegen die Dinge bei der Kohle. Neben dem Ausbau der Wasserkraft, der Entwicklung der Delfeuerung und der Erweiterung der Braunkohlenindustrie hat die Kostengestaltung die Wettbewerbsfähigkeit der Ruhrzechen außerordentlich verschlechtert. Mit ihren billigen Kohlen überschwemmen heute Holland, Polen und England den deutschen Markt. Nach Süddeutschland wurden im letzten Jahr allein aus Holland 1 Million Tonnen eingeführt; dazu kamen 620 000 Tonnen englische Kohle. Vor dem Kriege machte die gesamte Kohleneinfuhr über den Rhein nach Süddeutschland kaum 300 000 Tonnen aus. Die vermehrte Zufuhr holländischer und englischer Kohle geht fast ausschließlich auf Kosten des Ruhrbergbaues. Kein Industriezweig ist mit Steuern und sozialen Abgaben so belastet wie der Steinkohlenbergbau. Zum Ausgleich dieses Kostenvorsprungs des Auslandes wurde der Ruhrbergbau zu einer immer weitergehenden Zusammenfassung der Förderung auf wenigen großen Schachtanlagen gezwungen, eine Entwicklung, die im Verlauf der letzten 12 Jahre zur Stilllegung von 113 Ruhrzechen geführt hat. Wie katastrophal sich die Verhältnisse im Revier noch in letzter Zeit gestaltet haben, ist daraus ersichtlich, daß in den Monaten April/Mai d. J. gegenüber 1926/27 die holländischen Zechen zu 130 Prozent, die englischen und belgischen zu 100 und die französischen Gruben zu 95 Prozent beschäftigt waren, der Ruhrbergbau dagegen nur noch zu 69 Prozent. Eine Besserung ist hier nicht abzusehen, solange auch hier keine durchgreifende Entlastung der Produktion nach der steuerlichen und Lohnseite erfolgt.

Diese Beispiele sprechen Bände. Jeder, der will, muß sich von ihnen überzeugen lassen. Das deutsche Unternehmertum ist sich seiner Verantwortlichkeit wohl bewußt, und jeder, der nicht bösen Sinnes ist, wird Herrn Dr. Poensgen zustimmen, wenn er zum Schluß seiner Ausführungen sagt: „Wir haben für mehr als drei Millionen Menschen Arbeitsplätze in der deutschen Industrie vorbereitet, die gegenwärtig leerstehen. Ebenso viele industrielle arbeitswillige und qualifizierte Arbeitskräfte sind aus dem Produktionsprozeß ausgeschieden und warten nun schon Jahre auf Beschäftigung und Verdienst. Trotz bester technischer und organisatorischer Einrichtungen, die von den deutschen Unternehmern unter erheblichem Kostenaufwand getroffen wurden, war es infolge der steuerlichen und sozialpolitischen Überlastung unserer Unternehmungen wie des jahrelangen Kapitalstuzugs durch die Tributverpflichtungen bisher nicht möglich, die freigewordenen Arbeitskräfte in die Produktion wieder aufzunehmen. Es ist die dringendste Aufgabe der deutschen Wirtschaftsführung, diese arbeitslosen Menschen baldigst wieder in die Betriebe zurückzuführen. Wenn heute der Wirtschaftsvorgeworfene wird, sie habe durch übersteigerte Rationalisierungsmaßnahmen eine künstliche Überleistungsfähigkeit geschaffen, so stelle ich demgegenüber fest, daß es keine Leistungsfrage in der deutschen Schwerindustrie wie wahrscheinlich auch in der gesamten Wirtschaft unseres Landes geben würde, wenn sich Arbeitgeber, Arbeitnehmer und die verantwortlichen Regierungsstellen zusammenfänden, um in gegenseitigem Ein-

vernehmen die zur Überwindung der deutschen Wirtschaftskrise erforderlichen Maßnahmen zu treffen und dafür zu sorgen, daß die übermäßigen Belastungen von unserer Produktion genommen werden; denn die deutsche Wirtschaftskrise ist und bleibt eine Selbstkostenkrise.“

Enttäuschungen

Nach dem kurzen Aufatmen, das in Deutschland anlässlich des Bekanntwerdens des Hoover-Planes die Gemüter erleichterte, riß neuerdings die Kette der Enttäuschungen nicht ab, die wir in der Außenpolitik in letzter Zeit erleben mußten.

Unsere Belastung ist zwar für ein Jahr, aber nicht auf weitere Sicht gemildert; sie ist vielmehr, da der Young-Plan 1932 wieder in Kraft treten soll, um rund 200 Millionen erhöht worden. Und das geschah folgendermaßen:

Deutschland erhielt durch die Annahme des Hoover-Planes einen einjährigen Zahlungsaufschub von 159,3 Millionen Mark. Diese Summe wird ab 1. Juli 1933 nicht weiter gestundet, sondern soll ab 1. Juli 1933 in zehn gleichen Jahresraten zuzüglich einer Verzinsung von 3 Prozent zurückgezahlt werden. Das heißt also, daß in den Jahren von 1933 bis 1942 die Zahlungsverpflichtungen Deutschlands nach dem Young-Plan um rund 200 Millionen jährlich erhöht werden, und das, nachdem der bisherige Ablauf der Ereignisse doch vor den Augen der ganzen Welt klargestellt hat, daß Deutschlands Zahlungsfähigkeit noch nicht einmal ausreicht, um die ersten, verhältnismäßig niedrig gehaltenen Raten des Young-Planes aufzubringen!

Zwar haben die deutschen Delegierten nach der von ihnen ausgegebenen Mitteilung erklärt, daß sie zu der Frage der deutschen Zahlungsfähigkeit nach Ablauf des Moratoriumsjahres nicht Stellung nehmen könnten. Das ist aber nur eine weitere der zahlreichen einseitigen Regierungserklärungen, aus welchen sich die Gläubigermächte bisher sehr wenig gemacht haben. Des weiteren hat die Londoner Sachverständigenkonferenz einen Beschluß gefaßt, der eine neue Gefahr für Deutschland heraufbeschwört. Sie verpflichtete die Reichsregierung zur Übernahme der Garantie für die Erfüllung der Verpflichtungen der Reichsbahn aus dem gewährten Darlehen. Diese Regelung bedeutet, daß die Eisenbahn tatsächlich erneut zu einem Pfande geworden ist. Sie geht in ihren Grundzügen wieder auf den Dawes-Plan zurück.

So hatten wir als erstes Ergebnis der angebahnten internationalen Verhandlungen einen großen Fehlbetrag zu buchen. Die Londoner „Sachverständigen“ haben immer noch nicht begriffen, wie es um uns steht. Man merkt deutlich, daß die Hand Frankreichs hier im Spiele gewesen ist. Wenn es nicht so lebensgefährlich ernst um uns stünde, könnte man wirklich in dieser „Sachverständigenarbeit“ eine Komödie sondergleichen sehen. Den Herren Sachverständigen in London ist es noch immer nicht zu Ohren und Augen gekommen, daß in Deutschland so etwas Ähnliches wie eine Finanznot herrscht, daß der Boden unter unsern Füßen zu bersten droht und wir und mit uns Europa auf der dünnen Erdkruste eines gefährlichen Abgrundes tanzen. Nein, die Herren Sachverständigen gewähren gönnerhaft gemäß der Anregung des Hoover-Planes dem deutschen (sehr kurzatmigen) Michel einen einjährigen Atemzug, damit er dann, ein klein wenig gestärkt, auch um so mehr zahlen kann. Wenn das so weitergeht, dann wird der Gedanke einer internationalen, vor allem europäischen Verständigung, dem Deutschland im besten Glauben schon so viele Opfer gebracht hat, seines letzten Kredits beraubt, und auch dem Vertrauensseligsten werden die Augen geöffnet, was es mit dem Verständigungswillen der anderen auf sich hat.

Aber das blieb leider nicht die einzige Enttäuschung der letzten Tage. Eine neue wurde uns beschied durch die Haltung Frankreichs, von der viele Unbelehrbaren in Deutschland glaubten, sie würde nach dem Ausfall des Volksentscheids für uns so freundlich sein werden. Leider ist festzustellen, daß sich trotz des von den Franzosen erwünschten Ausganges des Volksentscheids in Preußen die Auffassung der französischen öffentlichen Meinung über die von Deutschland zu fordernden politischen und finanziellen Garantien für die Gewährung eines langfristigen Kredits keineswegs geändert hat.

Bezeichnend für diese Auffassung ist ein Leitartikel der der französischen Regierung sehr nahestehenden Zeitung „Temps“, der mit folgenden Worten schließt: „Es ist daher angebracht, sich nicht in Illusionen zu verlieren und nicht zu vergessen, daß die notwendigen Garantien für einen langfristigen Kredit an Deutschland dieselben bleiben wie vorher. Die ganze Frage besteht darin, ob nach dem Mißerfolg des Volksentscheids die Reichsregierung nunmehr in der Lage ist, jene Bedingungen zu gewähren, deren Ablehnung die deutsche öffentliche Meinung vor dem Volksentscheid forderte. Wenn der Ausgang des Volksentscheids das Anzeichen eines wirklich neuen Geistes in Deutschland sein soll, so muß sich die gewünschte Entwicklung in den nächsten Monaten so klar zeigen, daß man Vertrauen haben kann. Bis dahin ist jedoch die größte Vorsicht gegenüber Deutschland am Platze.“

Man hält also jetzt in Frankreich den Boden in Deutschland für genügend vorbereitet, um die unerträglichen Bedingungen der Franzosen für die Gewährung einer langfristigen Anleihe zu tragen. Zudem hat man uns in Paris durch die Ablehnung unserer Einladung an die französischen Minister, die aus mächtigen Gründen erfolgte, noch ehe die Einladung überhaupt ergangen war, gezeigt, daß man sich gar nicht danach drängt, mit Deutschland zu einem guten Einvernehmen zu gelangen. Viele Unentwegte in Deutschland haben geglaubt, durch einen Abstimmungssieg im Volksentscheid das Wohlwollen Frankreichs zu verlieren; die nachträglichen Ereignisse haben gezeigt, daß hier gar nichts zu verlieren war. Seit dreizehn Jahren wiederholt sich bei allen nur möglichen Gelegenheiten diese Furcht vor dem Ausland in Deutschland, und es gibt immer noch Leute, die jedesmal wieder darauf hereinfallen.

Was hat uns das Bemühen um die Gunst der Franzosen immer noch gebracht? Nichts als Enttäuschungen!

Zehn Fragen an den deutschen Arbeiter

1. Wer hat die Welt in Wirtschaftsnot gestürzt?

Die Siegerstaaten, die in ihrer Verblendung den Krieg wirtschaftlich weiterführten

2. Was hat die deutsche Krise verschuldet?

Steuerdruck und Reparationslasten, die der Wirtschaft den Lebensspielraum nahmen

3. Wer hat die deutsche Wirtschaftskrise verschärft?

Unverantwortliche Volksverführer, die den Klassenkampf schürten

4. Wer hat sich über die Not der Zeit hinweggesetzt?

Die öffentliche Hand mit ihrer unbegrenzten Ausgabenwirtschaft

5. Was untergräbt die Zusammenarbeit von Unternehmer und Arbeiter?

Skrupellose Agitation gegen die Wirtschaftsordnung

6. Was schmälert euren Lohn?

Übersteigerte Soziallasten und der übertriebene Aufwand der Sozialverwaltung

7. Wer nimmt euch Arbeit und Brot?

Eine Wirtschaftspolitik, die die Betriebe in ihrer Existenzfähigkeit bedroht

8. Was kann aus dieser Not nur helfen?

Die Schöpferkraft des Unternehmers, die neue Arbeitsplätze schafft und eure bereitwillige Mitarbeit

9. Was muß zunächst geschehen?

Schleunige Rückkehr zu geordneter Wirtschaftsführung, die frei von staatlicher Bevormundung ist

10. Was ist aber Voraussetzung dafür?

Gegenseitiges Vertrauen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und einmütige Zusammenarbeit

Der Unfall ist ein gar böser Gast / Zumal wenn du ihn selbst verschuldet hast!

Eine Nacht im Londoner Nebel



Ueber diese Nebel ist schon soviel geschrieben worden, daß darüber zu reden überflüssig erscheint. Wer aber als Ausländer zum erstenmal in einen sogenannten „schwarzen“ Nebel gerät und dazu noch dreieinhalb Stunden von seiner Wohnung entfernt ist, unfähig nach Hause zu gehen, oder wenigstens Obdach zu finden, der vergißt diese Nebel nicht, auch wenn er hundert Jahre alt würde.

Es war in den ersten Dezembertagen des Jahres 1913. Der November hatte einige gelbe Nebel gebracht, die aber ziemlich harmlos waren. Gelingt es dem Rauch aus den Tausenden von Schloten, den Nebel gelb, grau oder auch braun und nach oben zu kommen, so bleibt der Nebel gelb, grau oder auch braun. Dann kommt man noch vom Fleck. Bei gewisser Dichte durchdringt aber der Qualm den Nebel nicht mehr. Dann erlebt man unter Umständen eine wahre Hölle, der man nicht enttrinnen kann, wenn nicht besondere Umstände zu Hilfe kommen. Der eingefessene Londoner ist zwar an alles Mögliche gewöhnt, aber auch er wird oft überrumpelt. Am hellen Tage, buchstäblich schlagartig senkt sich die erst graue, schnell durch Rauch schwarz werdende Masse auf das Pflaster, hüllt alles ein, Menschen, Häuser, Fahrzeuge, macht alles hilflos und ist Ursache schwerer Unfälle und Verbrechen. Verkehrspolizisten sind ja unsichtbar und sie schließen sich stets zu zwei oder drei durch Zuruf zusammen, um einen gewissen Zusammenhang zu haben. Allein zu sein, ist in der Tat ein unheimliches Gefühl.

Ich hatte einen freien Tag, der war zwar trübe, aber für den Dezember noch klar genug. Vom Hyde Park war ich zur City gebummelt, ohne Ausweis und ziemlich ohne Geld. Langsam ging ich hinunter zum Strom, der jeden Nebel „finanziert“. In Whitechapel kann man billig essen und es gibt auch bährisches Bier, in gewissen Lokalen sogar Würst nach deutscher Art. Wer Bescheid weiß, findet sogar Zigarren, die man rauchen kann. Ich kam im Sommer oft nach Whitechapel, denn ab und zu sehnt man sich wieder einmal nach deutscher Kost. Auch an jenem Nachmittag hatte ich deutsch gelebt. Der Wirt, der gut deutsch sprach, machte mich darauf aufmerksam, daß er in einer halben Stunde sein Lokal schließen wollte. Er riet mir, nach Hause zu gehen, er fürchte einen schwarzen Abend. Um vier Uhr nachmittags! Ich staunte noch, da rollten

schon die eisernen Läden. Der Kellner in Hemdärmeln forderte kategorisch Bezahlung von allen Gästen, und wir saßen auf der Straße, in einem Teil Londons, der keinen guten Ruf hat.

Ich schlenderte zur Themse, unbekümmert, denn ich kannte den Weg. Die Straßenbahn war auch nicht sehr weit. Am Flußufer aber merkte ich mit einem Schlage woran ich war. Leichter grauer Nebel kam heraufgetrieben, und auch von oben senkte sich sachte, aber sicher immer dichter werdender Nebel. Ich mußte langsam gehen, dann versuchte ich, die Häuserfront zu fühlen, denn zu sehen war sie nicht mehr, und dann stand ich still. Meine Wegekenntnis nützte mir gar nichts. Und der Kopf brummte mir auch. Der Nebel hatte einen befremdenden, erstickenden Geruch und Geschmack. Ich versuchte, wenigstens eine Hausnummer zu erkennen, aber es ging nicht. Da fühlte ich eine Gaslaterne, und erst als ich mich auf ihren Sockel stellte, konnte ich feststellen, daß sie brannte. Es gab andere, denen es nicht besser ging als mir. Eine junge Frau hat schließlich um Aufnahme in ein Haus. Man öffnete ihr erst, als sie wüßten Värm schlug und krachend den Klopfer gegen die Tür dröhnen ließ. Man wies sie ab, weil man in Whitechapel Gauner und Diebe — auch weibliche — aufzunehmen fürchtete. Ich selbst verzichtete als Fremder von vornherein auf Aufnahme. Da sah ich plötzlich fest. Ich hörte zwar die Kloden der Straßenbahn, die auch nicht weiter konnte, hörte auch die Signale der Polizei, die ebenfalls machtlos und unnütz war, dann war es still. Der Nebel herrschte allein, und alles beugte sich unter sein Machtwort. Ich setzte mich an den Zaun eines Vorgartens, um zu überlegen. Alle Augenblicke wurde ich angerannt von Zeitgenossen, die gleich mir nach beiden Richtungen am Zaun entlangtasteten. Ich hoffte sehnlichst, von einer Polizeistreife angetroffen zu werden. Dieses Glück hatte ich aber nicht.

Es war etwa acht Uhr geworden und es herrschte eine höllische Dunkelheit, von der man sich keinen Begriff macht. Ich hüllte mich in meinen Bodenmantel und war entschlossen, nicht weiter zu gehen; denn mit Tagesanbruch mußte es meiner Meinung nach doch heller werden. Dann überkletterte ich den Zaun und fand eine Treppe, die nach unten führte. Etwa fünfzehn Stufen brachten mich in einen gepflasterten kleinen Vorhof zum Kellergechoß. In der Wand nach der Straße war ein Loch, das zum Entleeren der Aschekübel benutzt wurde. Da ging's hinein, und ich war froh, wenigstens gegen den empfindlichen Frost einigermaßen geschützt zu sein. Alles ging so lautlos wie möglich vor sich, denn ich fürchtete mit Recht, auch aus diesem armseligen Quartier verjagt zu werden. — Ich nickte sogar etwas ein, bis ich über mir den gleich-

Wesen, Bedeutung und Hilfsmittel der Familiengeschichtsforschung

Notzeiten, wie sie unser heutiges Geschlecht durchzumachen hat, sind in der deutschen Geschichte meist auch Zeiten seelischer Vertiefung und Selbstbestimmung gewesen. Dies ist wohl auch der Hauptgrund für das große Interesse in unserem Volke für Familiengeschichtsforschung und ihre wissenschaftliche Ausgestaltung. Weit mehr als früher bewegen uns heute die Fragen nach dem Woher und Wohin von Einzelmenschen und Geschlechtern.

Was versteht man nun unter Familiengeschichtsforschung oder Genealogie, wie man sie mit einem Fremdwort bezeichnet. Bei vielen kam man heute noch die Vorstellung antreffen, es handele sich hierbei lediglich um einen adligen Sport, um die Aufstellung von Stammbäumen, um eine geistlose Spielerei ohne jeden Wert. Doch diese Ansicht ist nicht mehr allgemein. In weitesten Bevölkerungsschichten ist bereits die Erkenntnis durchgedrungen, daß Familiengeschichtsforschung weit mehr bedeutet als Spielerei und Laune. Um nun eine Erklärung für den Sammelbegriff „Familiengeschichtsforschung“ zu geben, will ich die — meiner Ansicht nach treffendste — Erklärung von Devrient und Weden anführen: „Familiengeschichtsforschung ist die Lehre vom Werden und Sein einzelner Personen, ihrer Vor- und Nachfahren und ihrer ganzen Familien, ferner von ihrem Wirken im Rahmen der menschlichen Gesellschaft und von der Vererbung ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften nebst den für das gegenwärtige und kommende Geschlecht sich ergebenden Folgerungen.“

Damit komme ich auf den eigentlichen Zweck der Familiengeschichtsforschung zu sprechen. Sie soll also nicht auf die Sammlung rein geschichtlicher Erkenntnisse beschränkt sein, denn eine Familiengeschichtsforschung, die allein rückwärts blickt, hat nur altertümlichen Wert. Nein, sie hat eine viel höhere Aufgabe. Sie soll, gegenwartsnah, uns vom öden materialistischen Denken fernhalten und uns einigen in dem Streben, das geschwundene Familienbewußtsein und den Sippengeist unserer Ahnen wieder zu wecken und zu fördern, denn Einigkeit und Familienstolz brauchen wir in unserer Zeit mit ihrer Sucht nach Verflachung und Nivellierung, mit ihrem Streben nach der Auflösung aller Bande. — Wenn man ferner die mannigfaltigen Schicksale der Angehörigen alter und neuer Zeit kennt, wie sie sich so oft von unten heraufgearbeitet haben unter Opfern und Mühen, wie sie kämpften, wie sie vielleicht wieder alles verloren, so gewinnt man Verständnis auch für andere Berufe und macht sich frei von engherzigem Standesdünkel. Ein solcher Einblick in die Lebensschicksale der Vorfahren wird ferner unseren Nachkommen Vertrauen einflößen in unserer dunklen Zukunft. Dadurch, daß die Familiengeschichtsforschung dem Einzelmenschen zeigt, wie sehr er als Glied sich anschließt an die Kette seiner Ahnen, die ihn gebildet haben, mahnt sie zur Bescheidenheit und weckt in ihm das Gefühl der Verantwortung für die Kinder und Enkel.

Von größter Wichtigkeit aber ist es, die reine Wahrheit über sich selbst und die Gegenseite bei einer Eheschließung zu kennen. Dieses Suchen nach Klarheit, diese Gegenwartsforschung, so möchte ich sie nennen, bezeichnet einer unserer bedeutendsten Familienforscher, Ludwig Glinde, als den Sinn der Familiengeschichtsforschung von heute; denn nur wenn wir in der Eheswahl strenger werden, im Kern gesünder, können wir als Volk wieder aufsteigen.

Als Abschluß dieses Aufsatzes möge noch ein kurzer Hinweis auf die Hilfsmittel der Familiengeschichtsforschung dienen.

Zur Familiengeschichtsforschung tragen bei:

1. Die Lehre von der Benutzung der Urkunden und alten Handschriften, der Kirchenbücher, Archive, Personenstandsregister.
2. Die Aufstellung von Stamm- und Nachfahrenstafeln (besser eine solche von Stammlisten!), Ahnentafeln.
3. Hausmarken, Siegel- und Wappenkunde.
4. Politische, kulturelle, kirchliche Geschichte der Länder. Geschichte der Wohnorte und Häuser. Gesellschaftliche Stellung der einzelnen Berufsvertreter.
5. Erforschung der Ahnen auf ihre körperlichen und geistigen

Eigenschaften. Pathologische Veranlagung.

6. Lehre von der Fortpflanzung und Vererbung.

7. Völkerkunde, Rassenkunde, Sprachforschung und Namenkunde.

F. Sedmann.



In der Bannmeile der Rauchfabriken
Zwei Erntebilder von Bonnemann,
Pfeifwerk Werkstatt

Schon' Handwerkszeug und Maschinen - sie müssen helfen verdienen!

mäßigen Schritt von drei Personen vernahm. Es war zweifellos eine Polizeistreife, die in diesen kritischen Tagen oft sogar bis fünf Mann stark ist. Ist doch dieser Nebel das gelobte Land für alle Spitzhüben und Halunken. So mancher Policemann hat in Whitechapel im Nebel seinen letzten Dienst getan. In allen Polizeirevierern in Whitechapel hängen Gedenktafeln, die lange Reihen von Namen nennen, deren Träger im Dienst der Ordnung ihr Leben ließen. Ich ließ die Beamten laufen, wollte ich doch am Morgen sachte verschwinden. Wer weiß, wie es mir in ihren Händen ergangen wäre, wenn sie in mir einen Eindringling vermutet hätten. Es wurde acht Uhr, da schüttete mir ein Hausgeist den Aschenkasten auf die Füße, ohne mich in dem Nebel zu bemerken. Es blieb und blieb dunkel. Ich hatte quälenden Hunger und beschloß zu kapitulieren. An einen Weg nach Hause war nicht zu denken. Es ging eben nicht, denn man ist im „schwarzen“ Nebel mit Blindheit geschlagen.

Ich kroch den Weg von gestern Abend zurück und kletterte über den Zaun, wieder ohne gesehen zu werden. Ich lief zwanzig Schritte und lief vor ein leeres, verlassenes Auto. Keinem Menschen war es möglich, den Wagen zu sehen, darum hatte der Führer ihn auch sorglos verlassen. Ich erreichte auch eine Straßenecke, an der sonderbarerweise eine Doppelstreife stand, die bei meinem Anblick sofort Pfeifensignale abgab und mich festhielt. Ich bekannte mein Nachtschlaf und erzählte alles der Wahrheit gemäß. Ein dritter Policemann hatte sich schnell gefunden. Einer von ihnen ging in sehr langsamem Schritt voraus, ich zwischen den beiden anderen; so wurde ich zur Wache gebracht, die nur fünf Minuten entfernt war. Ich habe mich dort im Spiegel betrachtet. Wenn auch der Nebel in die Wackeltube eingedrungen war, kaum weniger als auf der Straße, so konnte ich doch feststellen, daß ich den Argwohn der Polizei ganz zu recht erweckt hatte. Ich bat um etwas zu essen, ich wollte auch gerne bezahlen. Einer der Leute, der Mitleid hatte, brachte etwas schwarzen Tee und etwas Haferflockensuppe. Inzwischen hatte sich die Wahrheit meiner Angaben herausgestellt. Telephonische Anfragen ergaben, daß meiner Entlassung nichts im Wege stand. Aber ich wollte gar nicht entlassen werden. Mir graute vor der ewig dunklen Straße. Zwei Mann brachten mich zur nächsten Streife, die mich wieder zur nächsten brachte. So kam ich langsam vorwärts.

In der City bei strahlenden Lampen ging's etwas besser. Die Untergrundbahn fuhr wieder in der City. Es ging zwar sehr langsam, denn auch die Untergrundbahnhöfe waren völlig vernebelt. Die Unfallgefahr ist hier längst nicht so groß, weil der Weg der Bahn dieser ganz allein gehört. Ich habe mir im Nebel achtundzwanzig Stunden um die Ohren geschlagen. Dann war

ich kuriert. Es war der stärkste Nebel, den ich je erlebt habe, übrigens auch der, der am längsten dauerte. Es ist etwa elf Tage lang nicht klar geworden. Täglich mußte ich blankes Metall putzen, weil es Stunde um Stunde schwarz anlies. In Zukunft war ich vorsichtiger. Whitechapel habe ich im Winter niemals wieder sehen wollen.

Kabelleger

Von Franz Lütz, Thomaswerk

In der Erde dumpfem Schacht
sind erleuchtet Tag und Nacht
zahllos lange, schmale Gänge —
durch sie ziehen wir die Stränge.

Ziehen, bis das letzte End'
durch den Schacht ist eingesenkt,
weiter geht's dann, bis ein Halt
in das tiefe Schweigen schallt.

An den Seiten längs gerichtet
sind Reale aufgeschichtet,
eingebettet fest mit Sand,
ruhet nun das schwarze Band.

Und wir fahren dann zu Tage
wissend, daß gleich alter Sage
verborgnen Schoßes Wunderkraft
stromdurchkreuzend Leben schafft.

Erlesenes

Erkenntnis ist eine Sonne, die den Menscheng Geist beleuchtet; sie breitet nach allen Richtungen hin ihre glänzenden Strahlen aus; sie erfüllt mit ihrer Klarheit die Welt, und der Geist schwimmt auf ihren hellen Strahlen und badet sich im Lichtmeer.

(Ludwig Bechstein, Arabesten 1831)

Die Hoffnung einer bessern Zukunft allein ist das Element, in dem wir noch atmen können. Aber nur der Träumer kann diese Hoffnung auf etwas anderes gründen denn auf ein solches, das er selbst für die Entwicklung einer Zukunft in die Gegenwart zu legen vermag.

(Johann Gottlieb Fichte, 1808)

„Sag', o Weiser, wodurch du zu solchem Wissen gelangtest?“
„Dadurch, daß ich mich nie andre zu fragen geschämt.“

Herder



Aus unseren Werken



Achtung!

Beim Anschrauben des Reduzierventils an die Sauerstoffflasche Knebelschraube zurückdrehen

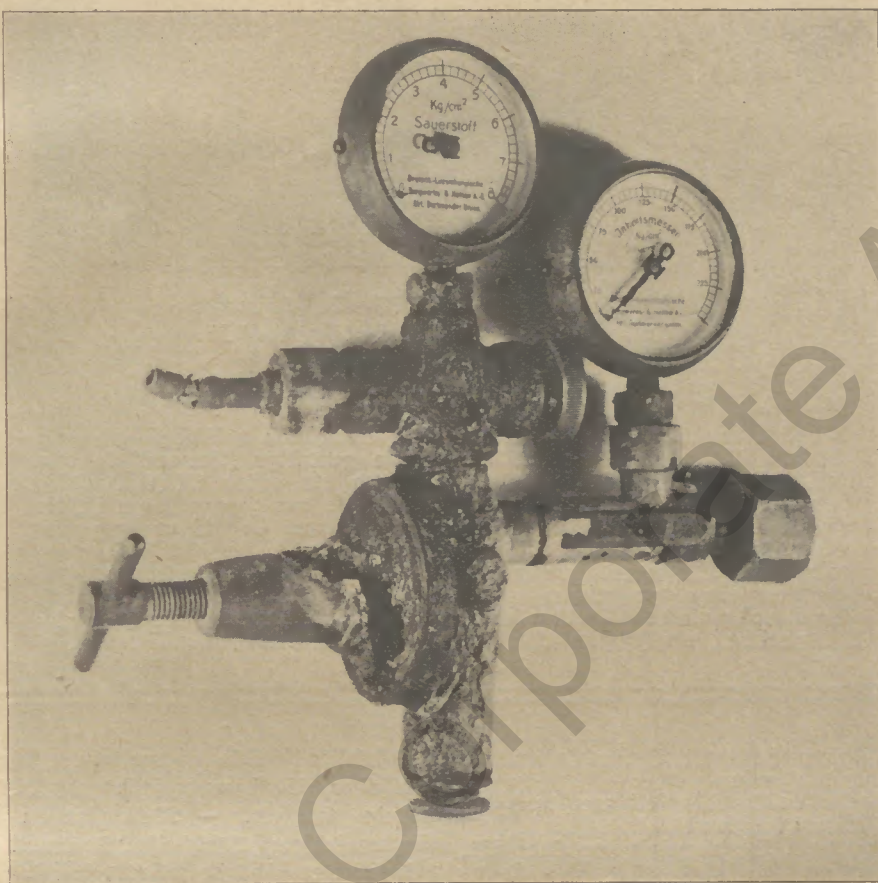
Ein Vorfall, der glücklicherweise ohne ernstere Folgen blieb, ereignete sich in unserem Laboratorium.

Bei der Inbetriebnahme einer neugefüllten Sauerstoffflasche wurde das Reduzierventil explosionsartig zerstört. Von den im Zimmer anwesenden Personen erlitt durch einen Glucksfall niemand einen Unfall. Die große Stichflamme war gegen die Wand gerichtet.

Der Laboratoriums-Angestellte M. betrat den Raum wieder, um die noch stark brennende Stichflamme durch Schließen der Sauerstoffflasche zu vernichten und so die zu erwartende Explosion der Flasche zu verhindern, durch die ein nicht zu übersehender Schaden für das Laboratorium hätte entstehen können. — Die erste Annahme war die, daß der diensttuende Chemotechniker mit Fett oder Öl an das Ventil gekommen war, was aber entschieden in Abrede gestellt wurde.

Der Autogenbetrieb, der eine eingehende Untersuchung des Ventils vornahm, ging von der Annahme aus, daß der Laboratoriums-Angestellte, um die vorhergehende Flasche auszumachen, die Knebelschraube weit geöffnet hatte. Anstatt nun beim Ansehen der neuen Flasche die Knebelschraube wieder zurückzudrehen, hat er vielleicht unbedachtjamer Weise das Ventil mit geöffneter Knebelschraube auf die neue Flasche aufgesetzt. Der Erfolg war, daß beim Öffnen der Stahlflasche der gesamte Flaschendruck von 150 At. plötzlich in das

Ventil eintrat und durch die hohe Kompressionswärme den Hartgummifegel zur Entzündung brachte und dadurch die Verbrennung einleitete. — Beweis für die Tatsache, daß die Knebelschraube nicht zurückgestellt war, ist die Zerstörung des Arbeitsmanometers, dessen Zeiger plötzlich den hohen Flaschendruck bekam, herumgeschlagen wurde und infolge dessen abbrach.



Ein anderer Unfall, der durch die Gleichgültigkeit eines Mitarbeiters verursacht wurde, ereignete sich im Kranbetrieb des Walzwerks IV. Der Hergang ist folgender:

B. war damit beschäftigt, von einem Waggon eine Traverse abzuladen. Als er die Anhängerkette des 50-Lo.-Kranes durch die Malotte ziehen wollte, ging der Hub plötzlich hoch; B. geriet mit der linken Hand zwischen Kette und Malotte. Er trug eine Wunde am linken Zeigefinger, Zerreißung der Beugesehne und Knochenbruch davon und wird etwa 6 Wochen arbeitsunfähig bleiben.

Die Untersuchung am Kran ergab folgendes:

Um sich die Arbeit beim Bedienen des Kontrollers zu erleichtern, werden, wie durch die Elektriker wiederholt festgestellt, Federn durch die Kranführer herausgenommen.

Im vorliegenden Falle ist anzunehmen, daß infolge Fehlens der Feder der Kranführer den letzten Kontakt überschritten hat, so daß der Hub dann hochgehen mußte.

Der Kranbetrieb wird daraufhin im Verein mit der elektrischen Abteilung eine eingehende Untersuchung auf sämtlichen Kränen vornehmen.
H.-Unfallfuss der Dortmunder Union.

Halte Zugänge und Wege frei, dann trägst du zur Unfallverhütung bei!

Die Ernte als Symbol der Schöpfung

Von Erwin Megger



Das ist der Urgrund der Schöpfung: der ewige Kreislauf. Im starken Dreitakt-Rhythmus schließt sich Jahr um Jahr der immerwährende Wechsel harmonisch: Säen, Blühen, Ernten. Alles Seiende seufzt und jubelt unter diesem Gesetz. Alle Dinge sind durchschauert von dem geheimnisverhüllten Kräftestrom, der ewig pulsierend immerdar Saat-Ernte, Ernte-Saat werden heißt. Das ist das tiefste Rätsel alles Seins, daß es aus dem Nichtsein ins Leben tritt und ebenso antwortlos wieder ins Nichts versinkt. Der stolze Menschengott, im kühnen Forscher verkörpert, hat seit je versucht, dieses Rätsel im Kristalllicht des Mikroskops zu bannen; vergeblich: viel Menschengott ist über diesem Suchen zerbrochen, und heute wissen wir positiv, es ist nicht zu lösen.

Die Ernte ist das Symbol der Schöpfung. Ernte ist Sterben. Sterben aber ist auch Säen. Schon die Religionen der naiven, kulturlösen Völker feierten die Erntegötter in mystischen Zeremonien. Das geheimnisumwobene Warten der Naturkraft, deren Kräfteausstrahlung Welten zum Blühen ruft oder vernichtet, ward, seit Menschen sind, angebetet. Das reine Gottesbewußtsein der höheren Religionen erhob die Ernte, die Abrechnung und Lohn, also Ausgleich ist, hinaus über die begriffnahen Wirklichkeiten in das angstumwogte Reich der Unterbewußtheit: die letzte Ernte — das jüngste Gericht.

Wir Modernen wissen wenig um die Naheheit dieser Dinge, aber dem „finsternen“ Mittelalter waren diese Begriffe zugewachsen, daß es Ekstatischer gebar, vor deren reinem Menschentum wir Heutigen reichlich verständnislos, aber zutiefst bewundernd stehen.

Der Mensch wirkt schöpferisch nur in Freude, darum müssen gerade wir von heute etwas von jener Glut in uns wieder zu entfachen suchen. Darum sollen wir uns an der Ernte freuen und so um den Schöpfer wissen. Auch der Arbeiter, der seinen Lohn empfängt, mag er noch so karg sein, soll und muß sich an seiner Ernte freuen. Nur so hält er die reinsten Empfindungen in sich wach, die den Menschen erst zum Menschen machen. Würde er sonst nicht, wenn er nie in das Sollverhältnis zu seiner irdischen Ernte

käme, am Ende auch jedes Verhältnis und jedes Verständnis für die überfinnliche Ernte verlieren? —

Mein Freund, der Unbekannte

Von E. A. Höller

Immer, wenn die schlantleibige Fabrikföhne ihr Zweihundert-Feierabendgeschrei über den Werksplatz und weit hinaus bis tief in die tosende Stadt hinein gellt, dann denke ich (vor mir noch weitere zwei Stunden am glutgleichen Blodofen) an einen Mann, den ich nicht kenne und der doch mein Freund geworden ist.

Ich weiß nicht, wie der Mann heißt, wo er wohnt, wie immer er über meine Wenigkeit denkt — ich weiß nur, daß er dort in der staubgurgelnden Schlammühle Steinmüller ist und gleich mir arbeitet. Darum ist er mein Freund. Fast sehnsüchtig suche ich jeden Mittag unter all den Nachstundenknechteln, die auf ihrem Nachhausewege Tag für Tag durch unser Walzwerk trampeln, nach diesem meinem Freund. Er ist meist einer der letzten. Jeden Tag bleibt der alte Steinmüller einen Augenblick bei mir und meiner Arbeit stehen, schaut zu und wartet — wartet, bis ich mich zu ihm wende. Jeden Tag die gleiche Frage:

„Wie geht's, Hugo?“

Habe ich einmal keine Zeit, seine Frage zu beantworten, trottet er beleidigt davon. Am anderen Tag aber steht er wieder da und sein: „Wie geht's, Junge?“ klingt freundlich wie immer.

Immer? — Nein, das war einmal!

Seit vier Wochen habe ich den alten Steinmüller nicht mehr gesehen. Was mag mit ihm sein? — Ist er krank — vielleicht gar tot — oder ??? — Und jedesmal, wenn die schlantleibige Fabrikföhne gellend über das Werk bis weit in die tosende Stadt hineinschreit, denke ich an den Mann, der sein und seiner Kinder Brot dort in der Schlammühle erndete.

Weil er aber nie mehr kommen wird — nie mehr meinem Werken zuschauen und niemals mehr mit seinem: „Wie geht's, Junge?“ das Maschinengebrüll um mich aufhören lassen wird, muß es wohl so sein: Der Steinmüller ist in seinen Abend eingegangen.

Hilf deiner Krankenkasse!

Die im Laufe der letzten Jahre ständig gestiegenen Aufwendungen für die reichsgesetzliche Krankenversicherung haben ein Ausmaß angenommen, das in dieser Entwicklung auf die Dauer nicht mehr tragbar sein wird. Es ist daher ein dringendes Gebot der Zeit, daß die Kassennittel nur denjenigen zugute kommen, die wirklich krank und hilfsbedürftig sind. Die Krankenkassen sind auch allgemein bemüht, in diesem Sinne auf ihre Mitglieder erzieherisch einzuwirken. Unter der Mahnung „Hilf Deiner Krankenkasse, damit sie Dir um so besser helfen kann“ verteilt die Allgemeine Ortskrankenkasse in Frankfurt a. M. ein Flugblatt an ihre Mitglieder nachstehenden bemerkenswerten Inhaltes:

Bedenke: In der gegenwärtigen Zeit hoher Lebenskosten und einer Wirtschaftskrise steigen die Ausgaben Deiner Krankenkasse täglich.

Um des eigenen Vorteils willen bist Du deshalb verpflichtet, Deiner Krankenkasse unnötige Ausgaben zu ersparen.

Du bist als Mitglied der Kasse Mitbesitzer des Kassenvermögens. Wache darüber, daß die Kassennittel gut verwendet und nicht nutzlos verschleudert werden. Du kannst es beim Gebrauch von Arznei und Heilmitteln!

Was Du brauchst zur Wiedererlangung der Gesundheit, das liefert die Krankenkasse nach wie vor.

Glaube nicht: Bei jeder Krankheit oder gar bei jeder ärztlichen Beratung muß Medizin verordnet werden. Oft helfen Bäder, Umschläge, Schweiß- und ähnliches sehr viel mehr, wenn Du die Vorschriften des Arztes genau beachtest.

Unsauberkeit schädigt Deine Wunden. Darum gehe mit Verbandstoffen, die Dir der Arzt überläßt, sorgfältig und sparsam um.

Brillen, Bruchbänder, Bandagen müssen pfleglich behandelt werden.

Gehe nicht zum Arzt, wenn Du nicht wirklich krank bist.

Suche den Arzt in der Sprechstunde auf, wenn Du hierzu in der Lage bist, denn jeder Besuch des Arztes in Deiner Wohnung erhöht die Kosten der ärztlichen Behandlung wesentlich.

Leere Gefäße (Gläser, Salbenköpfe, Krufen, Schachteln) bringe bei Wiederholung einer Verordnung mit zur Apotheke, und zwar in reinigtem Zustand.

Denke stets daran, wer seine Krankenkasse schädigt, betrügt seine Mitarbeiter!

Wichtig für Arbeitslose!

Wer arbeitslos wird und für die Folgezeit Unterstützungsgelder bezieht, kann — obwohl er nicht mehr auf dem Werke beschäftigt ist — doch Mitglied unserer Betriebskrankenkasse bleiben. Die Kassenbeiträge zahlt für ihn oder erstattet ihm das Arbeitsamt.

Arbeitslose, die von ihrem gesetzlichen Recht der Weiterversicherung bei unserer Betriebskrankenkasse Gebrauch machen wollen, müssen dies dem Arbeitsamt melden und zwar am besten sofort bei Stellung des Antrages auf Arbeitslosenunterstützung. Ist seit dieser Antragsstellung mehr als eine Woche vergangen, so kann die Weiterversicherung bei der Betriebskrankenkasse nicht mehr stattfinden. Der Arbeitslose ist dann zwangsläufig Mitglied der Allgemeinen Ortskrankenkasse.

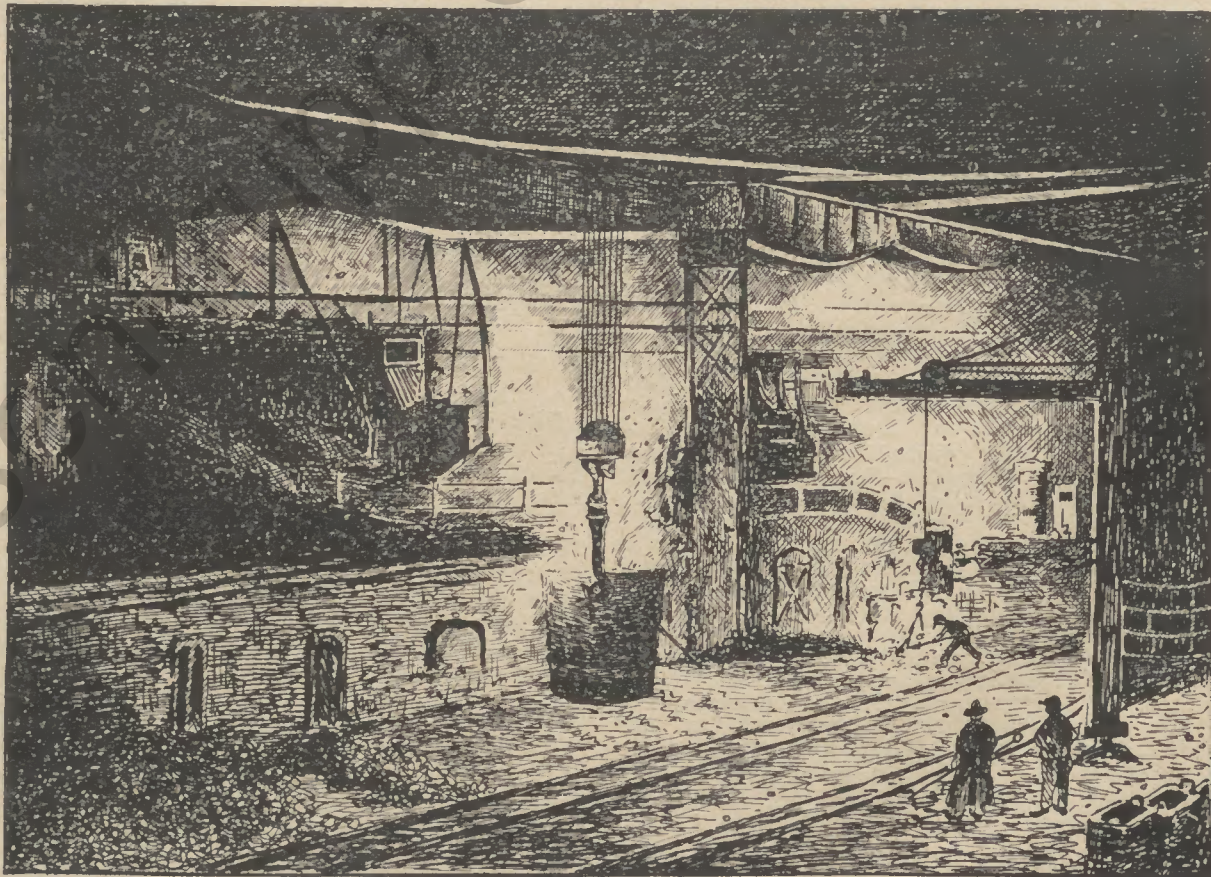
— Der Vorteil einer Weiterversicherung bei unserer Betriebskrankenkasse besteht hauptsächlich darin, daß sich der Arbeitslose den Anspruch auf die umfassenderen Leistungen unserer Krankenkasse in der Familienhilfe erhält. Auch derjenige, der sich während seiner Beschäftigung auf dem Werk einen Kassenarzt zum Hausarzt gewählt hat, hat den Vorteil, daß er als Weiterversicherter dieses Verhältnis zu seinem Arzt fortsetzen kann.



Die „Bremen“ an der Kolumbus-Kaimauer
Aufnahme: K. Friedrich, Werksaufsicht

Ein Wunderwerk deutscher Tiefbaukunst

Kürzlich wurde die Nordschleuse von Bremerhaven vollendet und dem Verkehr übergeben. Unser Bild zeigt die gewaltige „Bremen“ in dem denkwürdigen Augenblick ihrer Einschleusung als erstes Schiff, das die neue Wasserstraße benutzt. — Die Nordschleuse von Bremerhaven ist die größte Schleuse der Welt. Ihre Schleusenkammer ist 372 m lang und 60 m breit; die Fahrwassertiefe beträgt 14,5 m, so daß selbst Dampfer mit einer Wasserverdrängung von 100 000 Brutto-Registertonnen ohne Schwierigkeiten durchgeschleust werden können. An ihrer Herstellung ist die Dortmunder Union im besonderen durch Lieferung der Spundwandisen (System „Larssen“) für den Unterwasserbau beteiligt.



Abstich im Martinwerk

Federzeichnung von Hugo Liebegut, Hoerder-Verein

Mehrkosten selbst übernehmen. Der Behandelte darf jedoch während desselben Versicherungsfalles den Arzt nur mit Zustimmung des Vorstandes wechseln. — Mehrkosten im Sinne dieser Bestimmung können z. B. in den früheren Landkreisen Dortmund und Hoerde dadurch entstehen, daß ein Versicherter nicht den nächstwohnenden Kassenarzt, sondern einen weiter entfernt wohnenden Kassenarzt zu sich in die Wohnung kommen läßt.

Wertvolle Schriften

Nachstehende Schriften können gegen den außergewöhnlichen Preis von nur RM. 0,10 pro Stück auf der Bücherei der Dortmunder Union (Verwaltungsgebäude I) erworben werden:

Sexualethik, von Dr. Robert Engelsmann; Die rheumatischen Erkrankungen, von Dr. med. A. Zimmer; Krebsleiden, von Dr. med. F. Blumenthal; Die Geschlechtskrankheiten, von Dr. med. H. v. Pezold; Gesundheitswacht, von Dr. med. L. Aubry, München; Die Tuberkulose, von Professor Dr. Th. S.

Bürgers; Das monatliche Unwohlsein der Frau, von Dr. Walter Pryll; Gemeinverständliche Belehrungen über die übertragbaren Krankheiten, von Professor Dr. Otto Venz; Reden und Streichen, Verlag Gesundheitswacht, München; Hundert Lebensregeln für Säuglinge — Hippokraties-Verlag, Stuttgart.

Kassenärzte in Hörde und Umgegend

Die Betriebskrankenkasse der Dortmunder Union gibt durch Anschlag folgendes bekannt:

Zur Behandlung unserer Mitglieder und ihrer Familienangehörigen sind in Hörde, Aplerbeck und Umgegend folgende Ärzte zugelassen: Herr Dr. Roehne, Hoerde, Wiggerstraße 3; Herr Dr. Willing, am Stift 12; Herr Dr. Stidel, Aplerbeck, Markt 32; Herr Dr. Grothaus, Wellinghofen; Herr Dr. Westenburg, Schüren; Herr Dr. Menge, Bergshofen; Herr Dr. Büchner, Höchsten Voh; Herr Dr. Haubach, Augenarzt, Hoerde, Hermannstr. 52; Herr Dr. Herrmann, Zahnarzt für Frauenleiden und Chirurgie, Hoerde, Hüttenhospital.

Unter diesen Kassenärzten haben die Versicherten freie Wahl (§ 29 Abs. II der Satzung), jedoch kann Herr Dr. Herrmann nur auf Grund der Überweisung durch einen Allgemeinarzt in Anspruch genommen werden.

Der § 29 Abs. II der Satzung lautet: „Die Versicherten haben nach Maßgabe der Verträge mit den Ärzten freie Wahl unter den Ärzten und Zahnärzten der Kasse, wenn sie die durch Inanspruchnahme eines bestimmten Arztes etwa entstehenden

Mit dem Fahrrad durch Holland

Von Franz Verlenkämper, Dortmunder Union, Rechnungsprüfstelle



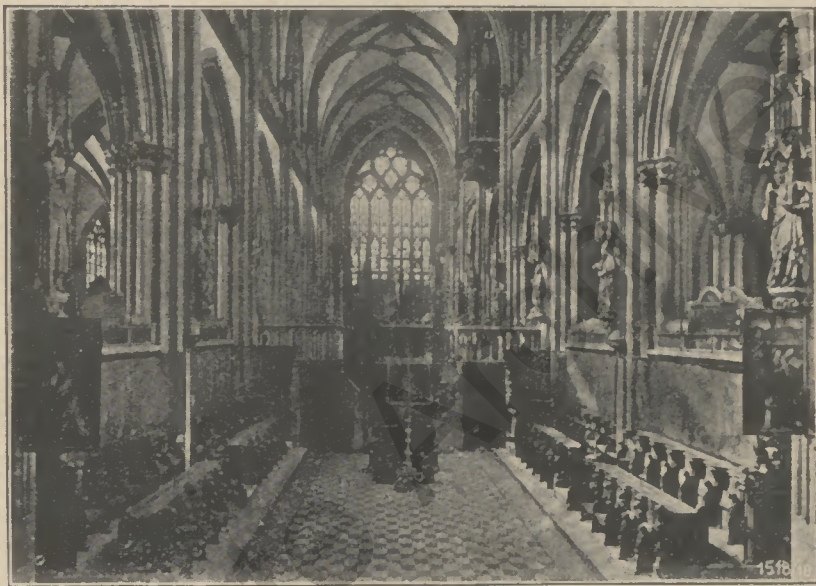
Gut vorbereitet begann unsere „große Fahrt“. Am ersten Tage wollten wir es nicht gleich zu toll treiben; wir fuhren nur bis zur schön gelegenen Jugendherberge Der in der Haard. 30 Kilometer für die Abendfahrt genühten. Nach einem erquickenden Brausebad gingen wir zeitig schlafen. Der kommende Morgen fand uns früh, frisch und munter. Hurtig war der Kaffee gekocht, die Drahtesel wurden bepackt, und in Richtung Wesel ging es weiter. Vom blauen Himmel lachte uns freundlich die Sonne entgegen. Es dauerte nicht lange, und wir hatten den schönen deutschen Rhein erreicht. In Wesel wurde ein wenig Umschau gehalten. Die zerstörten Forts erinnerten uns daran, daß hier einmal eine stolze Feste treu den Strom bewachte. — Unser Ziel für den heutigen Tag war Xanten. Die in der Ferne sichtbaren Domtürme wiesen uns den Weg, und nach kurzer Zeit standen wir vor der Jugendherberge der Stadt. Da wir versäumt hatten, uns vorher schriftlich anzumelden, fanden wir wegen Ueberfüllung keine Aufnahme mehr. Wohl oder übel entschlossen wir uns, weiter nach Calcar zu fahren. Zuvor sahen wir uns den schönen St.-Victordom von innen und außen an. Die wuchtigen romanischen Türme stammen aus dem 13. Jahrhundert. Im Dom befinden sich nicht weniger als dreiundzwanzig Altäre, zum Teil mit prachtvollen Schnitzereien der berühmtesten Künstler. — Gegen Abend langten wir, einigermassen müde, in dem hübschen Städtchen Calcar, der Geburts-

stadt des Reitergenerals Seydlitz, an. O weh, auch hier war die Bleibe besetzt. Es war ja Pfingsten, und da ist alles auf den Beinen. Auf Grund eines am Vorderrad eingebauten Kilometerzählers stellte ich fest, daß wir an diesem Tage 81 Km. zurückgelegt hatten; das genügte uns voll und ganz. Nach einigen vergeblichen Bemühungen fanden wir dann doch noch gute und preiswerte Unterkunft in einem kleinen Gasthaus. Nach dem Abendessen machten wir einen Bummel durch die Stadt, sahen uns den Markt mit dem Standbild Seydlitz' an und gingen dann — zufrieden mit dem heutigen Tage — zur Ruhe. — Am nächsten Morgen ging es zeitig über die alte Römerstraße, vorbei an einem hübschen Wasserloß, über Cleve nach dem Grenzort Nimwegen. Ich wandte mich an den deutschen Zollbeamten, um zu erfahren, wieviel Geld ich für die Räder hinterlegen mußte. „Ja, das weiß ich auch nicht, da fragen Sie den Holländer.“ Ich gab meiner Verwunderung über seine Unkenntnis Ausdruck und schob das Rad zum holländischen Zöllner. Dieser fragte, ob ich Branntwein oder kölnisch-Wasser mit mir führe. Mit meiner verneinenden Antwort war er zufrieden, von einer Untersuchung der Rucksäcke nahm er Abstand. Ich zeigte meinen Paß vor, bekam einen Durchgangsschein ausgestellt (gültig für drei Monate), und der Weg nach Holland war frei. Nicht einen Pfennig brauchte ich für die Räder zu zahlen, obwohl der deutsche Grenzbeamte und der Beamte beim Dortmunder Zollamt sagten, man müsse einen Betrag hinterlegen.

Eigentümlich war es uns doch zu Mute, nun für einige Zeit eine andere Sprache um uns zu hören. Die Holländer sprechen breit und haben viele Rachenlaute. Mit unserm Plattdeutsch haben wir uns recht und schlecht helfen können, wenn auch oft ulkige Verwechslungen nicht zu vermeiden waren. — Die Stadt Nimwegen liegt malerisch hochgebaut am linken Ufer der Waal auf sieben Hügeln. Zwischen Emmerich und Nimwegen teilt sich der Rhein in zwei Arme. Während der rechte Arm weiterhin Rhein genannt wird, heißt der linke Arm Waal. — Wir mußten uns, um nach Arnheim zu gelangen, über den Strom setzen lassen. Dieses wurde durch eine Ponte (schwimmende Brücke)

bewerkstelligt. Auf unserer Weiterfahrt fanden wir die Landstraßen in tadelloser Verfassung. Meist laufen parallel mit den Landstraßen etwa zwei Meter breite Radfahrwege. Das Radwandern ist bei solch herrlichen Wegen natürlich ein ganz besonderes Vergnügen. Schnell kamen wir vorwärts, trotzdem es die Sonne ganz gut meinte. Wir überquerten denn auch bald den Rhein und hatten die schöne Blumenstadt Arnheim erreicht. Nun fragten wir uns zur Jugendherberge durch und waren höchst erstaunt, an einem Parter das Zeichen N. V. H. zu sehen. Der Kasten sah sehr pompös aus, na, wir werden ja sehen; nur hinein. Der Herbergsvater begrüßte uns aufs freundlichste, und wir waren heilfro, hier Platz gefunden zu haben. Für 40 Cent gab es ein kräftiges Abendessen. Herberge und Park wurden eingehend besichtigt und das Ergebnis war: Wir legten hier einen Ruhetag ein, um dann weiter frisch gen Amsterdam loszusteuern.

Am nächsten Morgen zog es uns mit aller Gewalt zum Hafen, denn hier herrscht immer buntes Leben. Wir wurden auch nicht enttäuscht. Schiffe vieler Herren Länder lagen hier, darunter manch großer Kasten. Wir sahen auch einige deutsche Schiffe. Mit Hilfe großer Kräne wurden Kolonialprodukte aus dem Dunkel der gewaltigen Fahrzeuge an das Licht des Tages gefördert. Wir sahen die schlüßigen Söhne Afiens, Vertreter der braunen



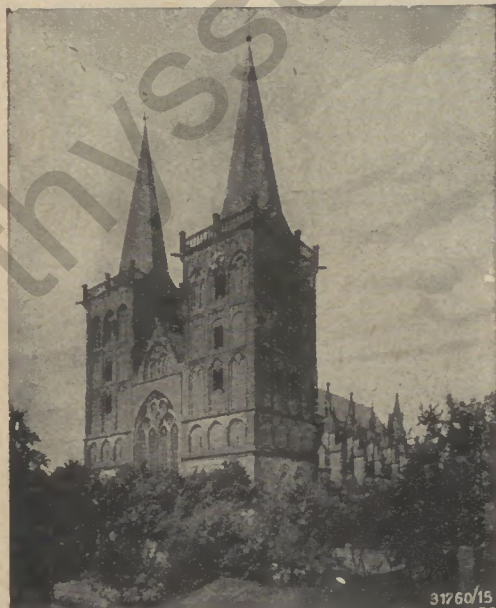
Der Victordom. Das Langhaus nach Westen, im Vordergrund Chorgestühle und Lettner



Die Zitadelle der Festung Wesel



Einer der schönsten Plätze am linken Niederrhein ist der Marktplace in Calcar mit dem stattlichen mittelalterlichen Rathausbau, der alten Gerichtslinde und dem Seydlitzdenkmal davor, sowie den anmutigen Treppengiebelhäusern daneben



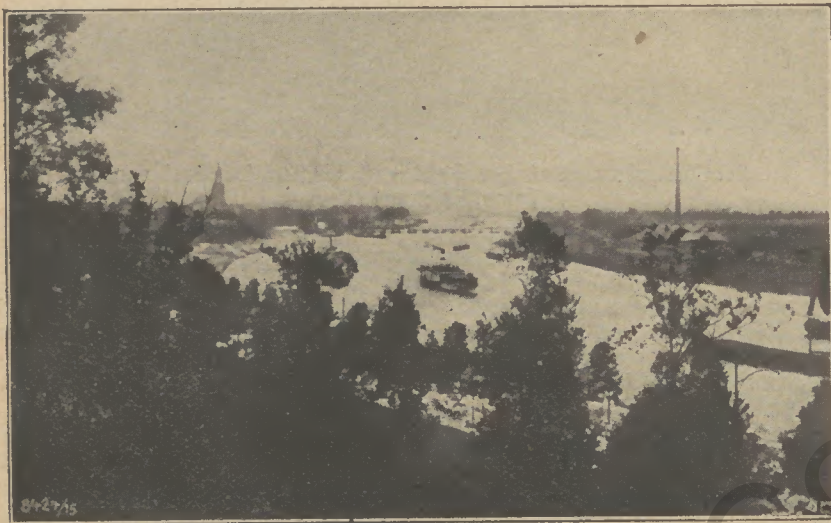
Xanten / St.-Victordom

und schwarzen Hautfarbe beim Verladen der Güter. Stundenlang konnte man diesem Treiben zusehen. Endlich mahnte der knurrende Magen, daß man das Essen nicht ganz und gar vernachlässigen dürfe. Für nur 10 Cent (17 Pfennig) fuhren wir die weite Strecke zur Herberge zurück, um ausgiebig für unser leibliches Wohl zu sorgen. Gegen Abend suchten wir das bekannte Judenviertel auf, von dem uns schon so viel erzählt worden war. Ich muß gestehen, meine allerschlimmsten Erwartungen wurden bei weitem übertroffen. Alles, was man sich nur denken kann, oder besser gesagt, alles, was man nicht für möglich hält, findet man auf dem Judenmarkt.



Die Schwanenburg in Elbe

und die „Nachtwache“. Am Nachmittag fuhren wir mit dem Dampfboot zum nahegelegenen Zaandam, — uns Deutschen aus der Oper „Zar und Zimmermann“ unter dem Namen „Saardam“ bekannt. — Es ist ein sauberes Städtchen und besitzt über zwanzig Sägewerke. Auf einem freien Platz befindet sich ein Denkmal Peter des Großen, 1911 von Zar Nikolaus II. der Stadt geschenkt. In der Zar-Peter-Straße steht noch heute das „Piterhuis“, in dem Peter der Große 1697 wohnte, als er auf den berühmten Zaandamer Werften die Schiffsbaukunst erlernen wollte.



Blick auf Arnheim und den Rhein

Das nächste Ziel für uns war die Insel Marken mit ihren originalen Trachten. Am andern Morgen fuhren wir zeitig zum Hafen. Als wir die Elektrische besteigen wollten, wies der Führer auf einen großen Kasten. Ich wußte gar nicht, was los war, bis man mir sagte, ich müsse da ein Zehncentstück hineinwerfen. Ich tat es, der Führer warf einen Hebel herum und unten erschien der Fahrstuhl. Die Straßenbahn hatte also keinen Schaffner. Man konnte nur vorne ein- und aussteigen, die hintere Tür war abgeschlossen. Solche Wagen habe ich noch oft gesehen. Umsteigen gibt es bei diesen Wagen aber nicht. In der Nähe der Dampferanlegestellen wurden wir von mehreren Leuten bestürmt. Jeder wollte uns Fahrkarten verkaufen. In den buntesten Farben wurden uns die großen Vorzüge gerade ihrer Boote geschildert. Natürlich taugte die Konkurrenz absolut nichts, und wenn man den Leuten glauben wollte, dann ging man mit diesen Booten ganz bestimmt unter. Der erste Schreier verlangte fünf Gulden. Am Tage vorher hatte ich aber gelesen, daß man für zwei Gulden auch schon hin konnte.

Die Insel Marken liegt in der Zuidersee. Sie ist ungefähr drei Kilometer lang und ein Kilometer breit. Die Bewohner leben vom Fischfang und Fremdenverkehr. Zuerst ging es aufgrund unseres kombinierten Fahrheines ein Stück mit der Eisenbahn bis Monikendam. Von hier brachte uns ein Segelboot nach der Insel Marken. Dort angelangt, wurden wir von jungen Mädchen und älteren Frauen, die sich die Gesichter bemalt hatten, um sich den Anschein einer jungen Maid zu geben, empfangen. Alles stellt sich in Positur, um dann, wenn geknipst worden ist, die Hand aufzuhalten. Schon in Arnheim wurde mir gesagt, daß man eigentlich die Bewohner Markens nicht mehr zu den Holländern zähle, und in der Tat, man findet dort wenig, was an den sonst bescheidenen Holländer erinnert.

Nun wurden wir zum Festland zurückgebracht und zwar nach dem Fischerdorf Volendam. Hier empfing uns fast dasselbe Bild wie auf Marken, nur die Trachten waren etwas anders. Der mit Fischerbooten gefüllte Hafen bietet ein malerisches Bild. Nachdem der Ort eingehend besichtigt worden war, versammelte sich die Gesellschaft, um die Weiterfahrt anzutreten. Laut Programm sollte es mit dem Ziehboot — dort Treckschuit genannt — nach Edam gehen. Was fanden wir vor? Einen Wassergraben,

ein Segelboot und eine Ziehleine. Um die Kosten für das Pferd zu sparen (vielleicht hatte der Gaul auch gerade Ausgang) spannte sich ein Mann ein. Unter lautem Hallo ging die ulkige Fahrt los. Es fehlte auch nicht an komischen Zwischenfällen; so entführte ein Windzug dem zweibeinigen Pferd den Hut. Langsam aber sicher kamen wir in Edam an. Der Ort hat schöne

alte Häuser mit interessanten Giebeln und ist durch seinen Käse weltberühmt geworden. Programmäßig sollte uns nun die Eisenbahn wieder nach Amsterdam zurückbringen. Im Zug trafen wir unseren Trupp aus Wetter, der denselben Ausflug gemacht hatte. Freudige Begrüßung auf beiden Seiten. Guter Laune langten wir wieder in Amsterdam an, froh, für wenig Geld viel gesehen zu haben.

Die Welt ist groß, und wir wollten doch auch weiter. — Unser Plan war, auf dem Wasserweg nach Den Helder zu gelangen. Wir wollten aber mit einem Frachtdampfer fahren, um das Leben auf diesen Fahrzeugen kennen zu lernen. Uebrigens ist so eine Fahrt gemüthlicher. Jetzt hieß es erst mal, den billigsten Kahn zu finden. Nach einigem Suchen fanden wir einen Kapitän, der für die Fahrt pro Person nur einen Gulden haben wollte. Wir sagten zu. In zwei Stunden sollte das Schiff abfahren. Wir kauften noch einige Lebensmittel und für 20 Cents ein ganzes Pfund Erdbeeren. Nun schoben wir unsere Räder aufs Schiff und richteten uns häuslich ein. Gegen zehn Uhr fuhren wir ab und zwar durch den Nordholländischen Kanal. Gegen 19 Uhr verließen wir in Den Helder unsern Frachtdampfer. Per Rad hätten wir für diese Strecke nicht die Hälfte der Zeit gebraucht. Für uns bedeutete diese Fahrt aber auch gleichzeitig einen Ruhetag.

Wir staunten über die gewaltigen Deichanlagen. Daß diese nötig waren, leuchtete uns erst ein, als wir erfuhren, daß die See hier gleich einige hundert Meter tief sei. Nun lag die gewaltige See in ihrer ganzen Herrlichkeit und Unendlichkeit vor uns. Von rechts grüßte die Insel Texel zu uns herüber. Der Sonnenball sank immer tiefer und verwandelte die See in ein großes Feuermeer; ein unvergeßlich schöner Anblick. So etwas muß man erleben, beschreiben kann man es nicht. Am nächsten Morgen fuhren wir zum Hafen, dem einzigen Kriegshafen Hollands. Matrosen waren auf einem Unterseeboot gerade mit dem Einladen eines Torpedos beschäftigt, der im Sonnenschein wie Silber glänzte. Vorn hätte ich diese Szene fotografiert, doch wußte ich nicht, ob das gestattet war.

Heute hatten wir eine schöne Strecke zu bewältigen. Die Sonne meinte es zwar sehr gut mit uns, aber ein scharfer Wind, den wir meist gegen



Feierabend im Hafen von Amsterdam



Gracht in Amsterdam

uns hatten, minderte die Freude des Radwanderns doch etwas. Zuerst fuhren wir eine Strecke an der Küste entlang, dann um Zeile der Zuidersee herum, bis wir uns festgefahren hatten. (Schluß folgt)

Arbeite -

vergiß aber über allem nicht das göttliche Gesetz:

Deine Berufung!

Gustav Flechsig

Das Schachspiel

Von Emil Orzech

V. Das Einzelspiel

Ich spreche von einem Einzelspiel zum Unterschied vom Mannschafts-, Blind- oder Simultanspiel, die im Grunde genommen ebenfalls Einzelspiele sind. Beim Mannschaftsspiel hängt die Ehre der ganzen Mannschaft vom Ausgang des Spieles ab. Im anderen Falle, wenn die Mannschaft die zum Sieg notwendigen Punkte bereits erreicht hat, kommt es nicht mehr so sehr darauf an, ob noch eine Partie verloren wird.

Beim Blind- oder Simultanpiel spielt zwar jeder Beteiligte für sich, dafür muß er aber auf einmal gegen eine Anzahl Gegner kämpfen. Die

Zahl der Gegner ist verschieden; sie schwankt zwischen 20 bis 40 beim Simultanspiel, während beim Blindspiel die Zahl 30 schon erreicht wurde, also eine Leistung, die einzig dasteht.

Nun zurück zum Einzelspiel. Man denke sich in ein Einzeltournier hinein, in dem jede Partie von entscheidender Bedeutung ist. Zuerst kommt die Auslosung, die mit größtem Interesse verfolgt wird.

Es gibt Parteien,
die von Kombina-
tionsgeist auf bei-
den Seiten sprühen,
andererseits aber auch
Spieler, die so
schlecht ziehen, daß
die Umstehenden
„aus der Haut
fahren“ möchten. Dafür müssen sich die Spieler Rosenamen gefallen lassen,
die in keinem Lexikon zu finden sind.

Besteht keine Möglichkeit mehr, zu gewinnen, so greift man zum letzten Mittel: man versucht sich patt zu setzen. Patt ist, wenn man nicht im Schach steht, aber auch keine Figur mehr ziehen kann. Die Partie wird dann remis gegeben. Meistens merken die Gegenspieler dieses Vorhaben rechtzeitig, aber oft kommt es im Siegestaumel vor, daß einer alles schlägt, was ihm in die Quere kommt, um dann zum Schluß festzustellen, daß er den Gegner patt gesetzt hat. Zu seinem Aerger muß er dann auch noch die Schadenfreude des anderen schlucken; denn darin liegt eben der Unterschied: die Partie klar gewinnen oder in die Punktzahl sich teilen müssen. Schon oft hat der halbe

Punkt einer derart verpfuschten Partie zum Sieg geführt. Darum muß der Schachspieler vom ersten bis zum letzten Zuge mit größter Vorsicht und Ueberlegung spielen, sofern ihm an dem Erfolg gelegen ist.

Abwesende Kassenärzte

Unser Rassenarzt Herr Dr. Bien, Dortmund, Schillerstr. 80, ist vom 10. August bis 6. September d. J. verreist und wird durch Herrn Dr. Schneider, Schützenstr. 50, vertreten.

Unser Kassenarzt Herr Dr. Hellbrügge, Rheinische Straße 78, ist ab 14. ds. Mts. für drei Wochen verreist und wird durch Herrn Dr. Baumeister in dessen Sprechstunden vertreten.

Unser Rassenarzt Herr Dr. Mische, Dortmund-Huckarde, ist vom 15. August bis 30. August d. J. verreist und wird durch Herrn Dr. Kalthoff, Dortmund-Huckarde, Mengeder Straße 5, vertreten.

Jubilare der Dortmunder Union



Herr Carl Schwarz trat am 14. 8. 1906 in die Dienste der Dortmunder Union, Abt. Stein-
druderei. Bei uebernahme die-
ses Betriebes in die 1918 einge-
richtete Werksdruderei wurde
Herrn Schwarz die Zentralstelle
für Anfertigung der Heftopra-
fen-Abzüge, später auch die Bedie-
nung des Röntgenphot.-Apparates
übertragen. In dieser Eigenschaft
ist er heute noch tätig.

Wir wünschen dem Jubilar
noch recht viele Jahre rüstigen
Schaffens.



Herr Theodor Falke, geboren am 30. 10. 1873 zu Dortmund, trat am 18. 8. 1906 als Hilfsarbeiter im Stahlwerk ein. Im Jahre 1911 ließ er sich zur Rothen Erde überweisen und arbeitete dort bis zum 1. 9. 1924 als I. Buddler und Hammer Schmied. Am 2. 9. 1924 wurde er wieder der Union überwiesen und arbeitet von da ab bis heute als I. Anleger in der Zurihterei Walzwerk II/IV.

Mir wünschen auch ihm noch viele Jahre freudigen Schaffens.

Unser Jubilar, Herr Heinrich Katthöfer, wurde am 5. 5. 78 zu Dortmund geboren und trat im Jahre 1895 als Hilfsmaschinist bei der Abt. Hochofen ein, wo er ein Jahr später Fördermaschinist wurde. Vom Jahre 1898 bis 1900 arbeitete Katthöfer als Kranführer in Düsseldorf. Nachdem er bis zum Jahre 1902 seiner Militärdienstpflicht genügt hatte, trat er wieder als Maschinist auf der Union bei der Abt. Hochofen ein. Mit einer Unterbrechung von einem Vierteljahr war Katthöfer dann seit dem 2. August 1906 als Kranführer im Erzumschlagbetrieb beschäftigt.

Familiennachrichten der Dortmunder Union

Geburten

Ein Sohn: 7. 7. 31: Wilhelm Drach, Preßwerk; 11. 7. 31: Otto Hübenthal, Thomaswerk; 2. 7. 31: Johann Weingart, Walzwerk IV; 12. 7. 31: Leon Sobczak, Hochofen; 14. 7. 31: Burghart Koch, Werksaufsicht; 4. 7. 31: Wilhelm Fricke, Walzwerk III; 15. 7. 31: Heinrich Sträter, Martinwerk; 11. 7. 31: Karl Poppke, Walzwerk III; 15. 7. 31: Anton Ringeln, Wagenbau; 13. 7. 31: Heinrich Hoffmann, Zurihterei Walzwerk II/IV; 25. 7. 31: Friedrich George, Dampfkesselbetr.

Eine Tochter: 10. 7. 31: Fridolin Böttcher, Walzwerk III;
17. 7. 31: Andreas Klein, Hochofen; 17. 7. 31: Albert Treder, Hochofen;
5. 7. 31: Georg Schulte, Thomaswerk; 23. 7. 31: Aloys Behrend, erwerbs-
los; 24. 7. 31: Aloys Buschmann, M. B. Stahlwerk; 27. 7. 31: Johann
Möhling, Zureicherei Walzwerk II/IV; 17. 7. 31: Heinz Mentzel, Walzwerk
Verband; 22. 7. 31: Wilhelm Buschelte, Ma. Grobwalzwerk.

Familiennachrichten des Hoerder Vereins

Geburten

Ein Sohn: Fritz Wind, Räderfabrik, am 4. 8. 1931 — Wilfried; Otto Obijon, Masch.-Techn. Abt., am 10. 8. 1931 — Manfred; Otto Lehmann, Thomaswerk, am 12. 8. 1931 — Heinrich; Ferd. Rehrmann, Masch.-Techn. Abt., am 14. 8. 1931 — Karl-Heinz; Josef Saworski, Hochofenwerk, am 13. 8. 1931 — Alfons.

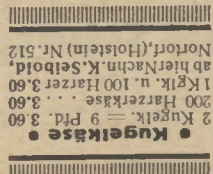
Esterbefälle

Carl Ernst, Mechanische Werkstatt, am 5. 8. 1931; Tochter Doris — Artur Vanderstraeten, S. R. W., am 6. 8. 1931; Tochter Maria — Valentin Stange, Feinwalzwerk, am 9. 8. 1931.

Gelbe Raucherzähne

Gelbe Raucherzähne

dreimaligem Gebrauch blendend weiße Zähne, trotzdem dieselben durch vieles Rauchen braun und unschön wirken. Ich werde nichts anderes mehr gebrauchen, als Chlorodont." B., Horst Berg. — Man verlange nur die echte Chlorodont-Zahnpaste, Tube 64 Pf. und 90 Pf., und weise jeden Erstkäufer darauf.



Bunte Ecke

Aus der Soldatenzeit

Nacherzählt von Waldemar Geher, Dortmunder Union, Kostenabteilung
Die fünf Gefangenen

Zwei Soldaten, die in der Nacht auf Patrouille waren, verloren plötzlich die Verbindung.

„Maxe, wo bist du denn, bist du in was ringefallen?“

„Sier bin ich, ich hab' fünf Engländer gefangen!“

„So bring' se doch her!“

„Mensch, die Bande will mich ja nicht gehen lassen!“

Umzingelt

In Rußland lieferte ein Landwehrmann drei russische Gefangene ab, galizische Juden, die deutsch sprachen. Der Hauptmann lobte zunächst den Soldaten und gab dann seiner Verwunderung Ausdruck, daß sich drei Mann von einem einzigen gefangennehmen ließen.

Da sagt der eine Jude:

„Was wollten mer machen, Herr Hauptmann, er hatte uns ja umzingelt.“

Auflösung des vorigen Kreuzworträtsels

Wagerecht: 1. Irmgard, 2. New York, 3. Helmut, 4. Lima, 5. Kiel, 6. Dixi, 7. Rewa, 8. Ragusa, 9. Ostern, 10. Ehe, 11. Erna, 12. Ur, 13. Po, 14. Eli, 15. Ort, 16. Turm, 17. Rino, 18. Baß, 19. Mandat, 20. Ubo, 21. Ulf, 22. Tube, 23. Elch, 24. Einfach, 25. Element, 26. Türkis, 46. Ur.

Senkrecht: 1. Iffland, 3. Helios, 6. Draht, 12. Alm, 13. Po, 14. Erna, 19. Mode, 23. Eder, 27. Gera, 28. Jork, 29. Koblenz, 30. ix, 31. Liebe, 32. Magen, 33. Taunus, 34. Arras, 35. Eremit, 36. Ananas, 37. Ratingen, 38. Remdorf, 39. Ei, 40. Orb, 41. Talf, 42. Paltete, 43. Nchias, 44. Tusch, 45. Edam.

DÜRKOPP FAHRRÄDER - NÄHMASCHINEN

SÄRGE

aller Preislagen

Schnellste Erledigung von Erd- und Feuerbestattungen Ueberführungen nach und von allen Orten

Beerdigungsanstalt Heimkehr und Friede

Inh.: Carl Latagahn,
DORTMUND-HÖRDE,
Hochhofenstraße 12

Ruf 417 06

Reellste Bezugsquelle!

NEUE GÄNSEFEDERN

von der Gans gerupft, mit Daunen, doppelt gereinigt, allerbeste Qualität, Pfd. 3 RM.; nur kleine Federn (Halbdaunen) 4.50 RM.; 1/2 Daunen 6.25 RM.; gereinigte gerissene Federn mit Daunen 3.50 RM. und 4.75 RM.; hochpr. 5.75 RM.; allerf. 7 RM.; 1a. Volldaunen 9 RM. und 10 RM. Für reelle staubfr. Ware Garantie. Versand geg. Nachnahme ab 5 Pfd. portofrei, Nichtgefallendes nehme ich auf meine Kosten zurück.

Willy Manteuffel,

Gänsemästerei, gegründet 1852, Neutrebbin 61 b (Oderbr.). Ältestes und größtes Bettfederverhandels-geschäft des Oderbruchs.

Zur Gesichts-Bräunung

Aber auch zur Bräunung des ganzen Körpers bei Sonnenbädern verwende man die reizmildernde und kühlende Creme Leodor — fettfrei in roter Packung; fettig in blauer Packung. — Tube 60 Pf. und 1 Mk. Wirksam unterstützt durch Leodor-Ebelfeife Stück 50 Pf. Zu haben in allen Chlorodont-Verkaufsstellen.

aber auch zur Bräunung des ganzen

Gehr. Gasherd, sehr gut erhalten, dreiflammig, Marie Krefst, billig zu verkaufen. Zu erfragen Steinstr. 4, III. Etg. links.

Zu kaufen gesucht

Gehr., gutspielende Laute oder Gitarre zu kaufen gesucht Angebote mit Preisangabe sind zu richten an die Abtlg. S. (Lit. Büro).

Eineinhalbschläfige Bettstelle mit Matratze, gut erhalten, zu kaufen gesucht.

Off. unter L. 3.100 an Hoerder Verein. Elektrische Fahrradbeleuchtung kauft Göbel, Dortmund, Brunnestr. 68, II. E.

Gut erhaltenen Kinderfahrräder zu kaufen gesucht. Rheinischestr. 147, 1. Etg. rechts.

Gut erhalten, leichtes Herrenrad (Strassenrenner) billig zu kaufen gesucht. Schriftliche Angebote bzw. nähere Auskunft durch das Lit.-Büro unter Nr. 66

Wer hat Interesse?

Ein kleines Wohnhaus, 8 Zimmer, Hof und kleiner Garten im Mittelpunkt der Stadt Hoerde, sofort oder später käuflich zu erwerben. Gesamtpreis: Mark 3.500 bis 4.000. Anzahlung von M. 1000.- an. Bei Stellung von einer Zweizimmerwohnung können drei Zimmer getauscht werden. Offerten unter Nr. 113 an das Lit.-B.

Gebrauchter, aber gut erhaltener Zweiröhrenapparat, möglichst mit Lautsprecher, billig zu kaufen gesucht. Barzahlung kann sofort erfolgen. Schriftl. Angebote unter E. M. 10 an das Lit.-Büro.

Radio-Apparat, gebr., zu kaufen gesucht. Angebote unter Nr. 77 an das Lit.-Büro.

Zu verkaufen

Gut erhaltener, moderner Kinderwagen wegen Platzmangel billig zu verkaufen. Hucharde, Alpenstr. 71, I. Etg. links.

Ein Rußbaumbüfett, hoher Spiegel, Ausziehtisch, vier Rohrstühle, billig zu verkaufen. Falkenstr. 4, I. Etg. links.

Wenig gebrauchter, guterhalt., weißer Promenadenwagen Dortmund-Schüren, Haldenstr. 62.

Gut erhalt., schwarz. Herd für M. 5.— abzugeben. Zu erfragen: In der Delle 16, pt. (früher Löwenstr.) Dortmund-Hoerde.

Zu vermieten

Möbliertes Zimmer zu vermieten. Gasse, Kurzestr. 7, I. Etg.

Freundlich möbliertes Zimmer sofort zu vermieten. Rheinischestr. Nr. 51, 3/2, II. Etg.

Freundlich möbliertes Zimmer in ruhigem Hause zu vermieten. Friedrichstr. 35, I. rechts.

Zu mieten gesucht

Suche für sofort ein leeres Zimmer, auch Manfard, zu miet. Zu erfragen: Becker, Haydnstr. 58, I. Etg.

Wohnungstausch

Suche meine Dreizimmerwohnung (Manfarden) gegen zwei große oder drei kleine Zimmer zu tausch. (Auch Werkswohnung.) Näheres Richardstr. Nr. 2.

Eine abgeschlossene Zweizimmerwohnung im Westen, gegen eine Zwei- bis Dreizimmerwohnung in der Union-Vorstadt zu tauschen gesucht. Offerten unter R. 3. Nr. 1000 an das Lit.-Büro.

Abgeschlossene Zweizimmerwohnung gegen Drei- oder Vierzimmerwohnung zu tauschen. Gartenland und Stall kann mit übernom. werd. Aug. Strohn, Dortmund, Huchardstr. 140, II. Etg.

Wertwohnung von drei Zimmern (niedrige Miete) gegen zwei große Zimmer in Hoerde zu tauschen gesucht. Off. unter S. R. Nr. 550 an Hoerder Verein.

Tausche meine abgeschlossene Dreizimmerwohnung gegen Dreizimmerwohn. Zu erfragen: Hoerde, Am Marktsbach Nr. 8, I. Etg.

Eine Zwei-Zimmerwohnung, Nachenerstr. 20, II. Etg., gegen eine Dreizimmerwohnung zu tauschen gesucht, möglichst Westen.

Tausche drei Manfardenzimmer (Mietzwei Zimmer, Ewald Menckhoff, Dortmund-Hoerde, Benninghofstr. 5.

Verschiedenes

Holzverschlag aus neuem od. gebrauchtem Lattenholz bei günstigem Angebot zu vergeben. Gesamte Fläche 3,5 x 2,5 x 2 m. Wer übernimmt billig komplette Glaserarbeiten? Dortmund, Töllnerstraße 10 ptr

Ein gut. Fotoapparat, 9 x 12 gegen ein gut erhaltenes Damenfahrrad zu tauschen. Annenstr. 2 in Dortmund, 4. Etg. rechts

Ein Herrenrad gegen ein Damenfahrrad zu tauschen gesucht. Ubelgönne 35, I. r.

Wichtig! Landwohnung! Habe eine Dreizimmerwohnung mit Einrichtung, (Nähmaschine, Waschmaschine und Korbmöbel) u. sonstigem Zubehör nebst einhalb Morgen Pachtland mit vollständiger Saat (Karstoffeln Gemüse usw.) für M. 500.— zu verkaufen. Selbstge liegt in Stodum bei Witten. Sehr günstig für Pensionierte und Invaliden. Näheres bei Turkewicz, Uhländstraße Nr. 136, I. Etg. rechts.

Helfen Sie

mit die Produktion zu heben, noch billiger geht es nicht.

Schlafzimmer

180 br., mit Innenspiegel, wunderbares Modell, Ia.

350.— Mk.

Küche

160 br., mit Külschrank, Linol., Aufsatz, mod.

290.— Mk.

Speisezimmer

2 m., echt Eiche mit Nussb. u. Vitr., mit Tisch und Stühlen

550.— Mk.

Ihr Schaden, wenn Sie nicht kommen!

Schieke

Friedrichstr. 12-15.



Photo-Kosfeld

Dortmund
Rheinische Str. 156
(Union-Gebäude)
führt sämtliche
Markenkameras

RM.
Agfa-Billy 36.-
Agfa-Bilette 42.-
Voigtländer Bessa 36.-
mit Selbstausl. 47.-
Voigtländer Vag 42.-
Ikonta 48.-
Rolleiflex 198.-
Leica 220.-
Nagel, Kodak, Ihagee
Etwa 150 verschiedene
Muster auf Lager
Ziel 10 Monate
8 Tage zur Probe
Fachm. Anleitung

DIE ZEITEN SIND ERNST — MAN WILL AUCH MAL LACHEN!

Stunden ungetrübter Heiterkeit vermittelt jedermann diese Sammlung lustiger Gedichte aus dem Bergmannsleben von Wilhelm Kuhlmann, mit vielen Zeichnungen des Verfassers geschmückt. Der schmucke, starke Band kostet nur RM. 2.— und ist gegen Voreinsendung des Betrages in Briefmarken oder auf Postscheckkonto Essen 18070 zu beziehen von

Hütte und Schacht, Düsseldorf, Schließfach 10043

